

Zehn Minuten Sprachkunde

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1965)**

Heft 4

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zehn Minuten Sprachkunde

Jung gewohnt, alt getan

„Einen solchen Ton bin ich von dir ja gar nicht gewöhnt“, sagte Monika in ungewöhnlich ruhigem Tone, was, wie gewöhnlich, ungewöhnlich beunruhigend war, „den solltest du dir schleunigst abgewöhnen.“ — „Und ich bin eine solche Ausdrucksweise, wie du sie dir angewöhnt hast, nicht gewöhnt“, erwiderte ich. „Ich kann zwar nicht verlangen“, fuhr ich fort, „daß du mich mit vorbildlichem Deutsch verwöhnst, aber du solltest dich zumindest daran gewöhnen; zwischen ‚gewöhnt‘ und ‚gewohnt‘ zu unterscheiden.“ — „Zwischen ‚gewöhnt‘ und ‚gewohnt‘?“ fragte das liebe Gemüt erstaunt. „Was gibt es denn da zu unterscheiden? Ich finde das höchst ungewöhnlich; die beiden Wörter haben doch denselben Stamm!“ — „Das ist richtig. Dennoch muß ich dir ins Stammbuch schreiben: ‚Gewöhnen‘ hängt mit ‚Gewöhnung‘ zusammen, und da es ‚Gewöhnung an etwas‘ heißt, darf es auch nur heißen: ‚An einen solchen Ton bin ich nicht gewöhnt‘, ferner: ‚Ich bin an Arbeit, an Kummer, an Sorgen und so weiter gewöhnt.‘ ‚Gewohnt‘ bedeutet hingegen soviel wie ‚durch Gewohnheit mit etwas vertraut‘, und man sagt daher: ‚Einen solchen Ton bin ich nicht gewohnt; ich bin Arbeit, Kummer, Sorgen und so fort gewohnt.‘ Mag es dir auch ungewohnt erscheinen, so solltest du doch auf diesen Unterschied achten. Ein ‚gewöhnt‘ verlangt stets ein ‚an‘, ohne dieses ‚an‘ heißt es ‚gewohnt‘. Ist das denn so ungewöhnlich schwer?“

„Deine gewohnte Gründlichkeit macht es mir leicht, diesen Gedankengängen zu folgen“, sagte Monika lächelnd und im übrigen schnell versöhnt. „Ich bekenne, daß ich diesen Dingen bisher zu wenig Bedeutung zugemessen habe.“ — „Auch das ist kein angemessenes Deutsch.“ — „Nun hör endlich auf mit deiner Beckmesserei!“ — „Du darfst einer Sache Bedeutung, Wert, Gewicht beimessen oder beilegen, aber nicht zumessen. Zugemessen wird ein Teil oder Anteil.“ — „Das ist ja maßlos traurig“, meinte sie seufzend. — „Mit dem Anteil?“ — „Nein, mit mir. Ich ärgere mich über mich selbst.“ — „Immer noch besser, als wenn du dich über mich ärgertest.“ — „Den Ärger mit dir bin ich ja schon gewohnt“, sagte sie lachend.

Ernst Tormen

Würde-voller Sprachverfall

Es geht um den würde-vollen Konjunktiv, um jene sich immer mehr ausbreitende Übung, den Konjunktiv mit *würde* zu umschreiben, wo es weder notwendig noch angebracht ist. Der konsequente Vertreter dieser „lebendigen Alltagssprache“ (so nennt Duden diese Würde-Sprache) singt dann nicht mehr: „Wenn ich ein Vöglein wär’ und auch zwei Flüglein hätt’, flög’ ich zu dir“, sondern: Wenn ich ein Vöglein sein würde und auch zwei Flügel haben würde, dann würde ich zu dir fliegen. Und der wackere Wilhelm Tell spräche zu Geßler: „Würde ich besonnen sein, würde ich nicht der Tell heißen“, anstatt den altmodischen Schiller-Text ernst zu nehmen: „Wär ich besonnen, hieß’ ich nicht der Tell.“

Wer noch etwas Sprachgefühl hat, merkt, wie hier die Kraft unserer Sprache aufgeweicht wird, wie sich ein Lebensschwund sprachlich dokumentiert. Wie füllig und stark klingt das: „Wenn es doch immer so bliebe, wenn er mich liebte!“ Wie schwach und bequem: „Wenn es doch immer so bleiben würde...!“ Bisher verbot die Grammatik zumindest im Wenn-Satz die Umschreibung mit würde. Der jüngste Duden dagegen meint zu diesem Sprachverfall: „Der Lieb-

haber klanglich schöner und historisch ehrwürdiger Sprachformen wird die überall im Vorrücken begriffene, für ihn farblose und aufschwemmende Umschreibung . . . ablehnen, er kann aber nicht leugnen, daß sich die einfachen Konjunktivformen auf dem Rückzug befinden. Eine Grammatik der deutschen Gegenwartssprache muß (!) dieser Entwicklung gerecht werden.“ Im öffentlichen Leben nennt man eine solche Haltung Konformismus und Opportunismus. Duden belegt seine Kapitulation gegenüber solchem Sprachverfall mit Beispielen bedeutender Schriftsteller. Er könnte als Kronzeugen vor allem noch Ernst Wiechert seitenweise zitieren. Als sei eine Seuche weniger gefährlich, wenn auch der Adel und die Könige von ihr befallen sind! GP

Unsere Meinung

„Gastarbeiter“ oder „Fremdarbeiter“?

Die einen nennen sie so, die andern so. Beide Bezeichnungen sind umstritten. Der Ausdruck „Fremdarbeiter“ deshalb, weil er unter der nationalsozialistischen Herrschaft zur Beschönigung der Zwangsarbeit von Männern und Frauen aus den besetzten Ländern mißbraucht worden ist. Das wäre allerdings an sich und für uns kein Grund, das Wort für immer zu verfemen; denn die Sprache kann selbst nichts dafür, wenn sie mißbraucht wird. Wohin kämen wir, wenn wir alle jene mißbrauchten Wörter meiden wollten: „Freiheit“ (französische Revolution, Napoleon, Kommunismus), „Liebe“!

In den Nachkriegsjahren wurde dann — ob zuerst in Bonn oder in Bern, wäre noch abzuklären — die Bezeichnung „Gastarbeiter“ fabriziert. Sie stellt ebenfalls eine beschönigende Sprachregelung dar und ist ein Widerspruch in sich: Entweder ist man Gast, und dann arbeitet man nicht um Lohn (der Privatgast, der Hotelgast, der Fahrgast — sie alle genießen nur), oder dann eben Arbeiter, und der Fremdarbeiter ist meistens Schwerarbeiter! Sehr bezeichnend ist, daß es weder im Französischen noch im Italienischen einen unserm „Gastarbeiter“ entsprechenden Ausdruck gibt. In der amtlichen Sprache der Bundesverwaltung (Bundeskanzlei) und in der Presse des Welschlandes sowie des Tessins kennt man auf französisch nur „travailleurs étrangers“ oder „main-d'œuvre étrangère“ und auf italienisch „lavoratori stranieri“ (so nennen sich die italienischen Arbeiter auch selbst, zum Beispiel „Unilastra“ = Unione Lavoratori Stranieri in Svizzera, in Bern). Das sind eben „fremde Arbeiter“ oder „ausländische Arbeiter“! Im Zwiefang zwischen dem „Fremdarbeiter“, einem Ausdruck, der, wie manche meinen, unguete Gefühle erregen kann, und dem „Gastarbeiter“, einer unwahrhaftigen Bezeichnung, die von der Schweizerischen Politischen Korrespondenz mit Recht als läppisch bezeichnet worden ist, bietet sich „ausländischer Arbeiter“ als gute Lösung für den deutschschweizerischen Sprachgebrauch an.

Das bisher Gesagte war schon zu Papier gebracht, als der Schreibende auf einer Ferienreise entdeckte, daß man sich neuerdings auch nördlich des Rheins über diese Frage Gedanken macht. In der Düsseldorfer „Rheinischen Post“ vom 16. Juli 1965 war im Bericht über einen Vortrag, den die Oberregierungsrätin Dr. Wolf vom Arbeits- und Sozialministerium des Landes Nordrhein-Westfalen vor dem Bund evangelischer Fürsorgerinnen und Fürsorger hielt, folgender Satz zu lesen: „Frau Dr. Wolf empfahl, von den Bezeichnungen Gast- oder